



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus der deutschen Vergangenheit : die Dörfer und ihre Geistlichen
im dreißigjährigen Kriege. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Die Dörfer und ihre Geistlichen im dreißigjährigen Kriege.

1.

Es ist nicht die Absicht, in den folgenden Seiten die Gräuel des furchtbaren Krieges aufzuzählen. Wer die lebhaften Schilderungen der beiden Humoristen aus dem 17. Jahrhundert zur Hand nimmt, erkennt schauernd, daß vor 200 Jahren dieselben Brutalitäten in unsern Dörfern verübt wurden, von denen wir jetzt in Berichten aus Ostindien vernehmen. Auch soll hier nicht versucht werden, die Größe des Unglücks zu skizziren, denn eine solche Darstellung würde selbst dann noch ungenügend werden, wenn man das ungeheure Detail aus hunderttausend vergilbten Blättern in ein ernstes Geschichtswerk verarbeitete. Dagegen sollen hier einige Züge aus dem Leben des Volkes zu einem Bilde verbunden werden, Thatsachen, welche an sich unbedeutend sind, aber in ihrer Zusammenstellung wol die Theilnahme der Leser beanspruchen dürfen. Es ist in d. Bl. mehr als einmal gesagt worden, daß die Folgen des ungeheuren Verlustes an Menschen und Gütern von jenem Kriege bis in unser Jahrhundert fühlbar geworden sind; es ist auch der Versuch gemacht worden, diesen Verlust für einzelne Landschaften annähernd zu bestimmen. Die Annahme wird nicht zu hoch gegriffen sein, daß das damalige Deutschland, Oberbaiern und Oberösterreich ausgenommen, weit über 60 Procent seiner Bewohner (in den Dörfern über 70 Procent) verloren habe, an seinem Viehinventarium aber sicher nicht weniger als 80 Procent, und daß diese Verluste durch die Vernichtung und Verwüstung alles übrigen Besitzthums und durch die Demoralisation der Ueberlebenden noch gesteigert wurden. Hier nun soll an einzelnen Beispielen die Zerstörung der Dorfgemeinden verständlich gemacht und dabei gezeigt werden, welche Kräfte neben den verderbenden thätig waren, das Uebrigbleibende zusammenzuhalten und die letzte Vernichtung der Nation abzuwehren. Die Verhältnisse sind einer bestimmten Landschaft entnommen, welche durch das Kriegsunglück zwar hart getroffen wurde, aber nicht mehr als die meisten andern Länder Deutschlands, ja nicht so sehr als z. B. die Mark Brandenburg und mehre Territorien des niedersächsischen und schwäbischen Kreises. Es ist die thüringische und fränkische Seite des Waldgebirges, welches in der Mitte Deutschlands als uralte Grenzscheide zwischen dem Norden und Süden gilt; vorzugsweise die jetzigen Herzogthümer Gotha und Meiningen. Die folgenden Einzelheiten sind aus Kirchenbüchern, Gemeindeacten, mehres aus den voluminösen Kirchen und Schulgeschichten, welche geistliche Sammler im vorigen Jahrhundert herausgaben, entnommen.

Deutschland galt um das Jahr 1618 für ein sehr reiches Land. Auch der Bauer hatte in dem langen Frieden eine Wohlhabigkeit erlangt, welche wahrscheinlich größer war, als sie im Durchschnitt noch gegenwärtig ist. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war etwas größer als jetzt. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt, aber sie waren nicht arm an Hausrath und Behagen. Schon standen alte Obstbaumpflanzungen um die Dörfer und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den Düngerstätten der eingefriedeten Höfe tummelten sich große Scharen von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänseherden und in den Ställen standen die Gespanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrscheinlich ein großer starkknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterrosse, sie, die stolzeste Freude des Hofbesizers. Große Gemeinدهerden von Schafen und Rindern grasten auf den steinigten Höhenzügen und in den fetten Niedgräsern. Die Dorfslur lag — wo nicht die altfränkische Flurtheilung in lange Bänder sich erhalten hatte — in drei Felder getheilt, deren Hüfen schon damals viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig versteinert waren. Der Acker war nicht ohne höhere Kultur. Es ward häufig Weizen in das Winterfeld gesäet. Waid wurde im Norden des Rennstiegs eifrig und mit großem Vortheil gebaut, der Flachß wurde durch die Wasserröste zubereitet, auch die Pferdebohne scheint schon damals ein beliebtes Futtergewächs gewesen zu sein und die bunten Blüten des Mohnes und die schwanken Rispen der Hirse erhoben sich inmitten der Aehrenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Nebengärten und diese alte Kultur, welche jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen sehr trinkbaren Wein hervorgebracht haben, sogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und vorzüglich in Franken schon damals zu gutem Biere benutzt. — Die Lasten, welche auf dem Bauernstand lagen, Servituten und Abgaben waren nicht gering, am größten auf den adligen Gütern, aber es gab nicht wenig freie Bauerndörfer im Lande und das Regiment der Landesherren war im Ganzen weniger hart, als im südlichen Franken und in Hessen. Es ist ein Irrthum, wenn man die Bureaucratie und Schreiberherrschaft als ein Erzeugniß der neuen Zeit betrachtet, es wurde schon damals viel regiert und die Dörfer hatten dem herzoglichen Amtsboten, der ihnen die Briefe brachte, schon oft sein kleines Zehrgeld zu zahlen. Die Gemeinderrechnungen wurden seit fast hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen beaufsichtigt; auch auf Ortszeugnisse und Heimathscheine ward schon gehalten, und die Gemeinden

empfehlen einander freundnachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorf nach dem andern zogen. Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Durch Thüringen führte fast parallel mit den Bergen eine große Handelsstraße von der Elbe zum Rhein und Main und am Abfall des Gebirges gegen die Werra lag die große Heerstraße, welche den Norden Deutschlands mit dem Süden verband. Die Veturanz auf den kunstlosen Straßen erforderte zahlreichen Vorspann und brachte den Dörfern Verdienst und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit Geld auszugeben. Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer meist Theologen, auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld gezahlt und ein Theil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer“ war in den Stuben der Handwerker immer noch ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze und als charakteristische Eigenschaften seines Standes wurden ihm Nothheit, Einfalt, unredliche Pffiffigkeit, Trunkliebe und Freude an Prügeln nachgerühmt. Aber wie abgeschlossen und arm an wechselnden Eindrücken sein Leben auch damals war, man würde sehr Unrecht thun, wenn man ihn für wesentlich schwächer und untüchtiger hielte, als er jetzt ist. Im Gegentheil war sein Selbstgefühl nicht geringer und oft besser berechtigt. Wol war seine Unkenntniß fremder Verhältnisse größer, denn es gab noch keine Zeitungen und Localblätter, und er selbst war in der Regel nicht weiter gewandert als bis zur nächsten Stadt, wo er seine Producte verkaufte, etwa einmal über die Berge, wenn er Kühe trieb, als Thüringer nach Erfurt auf den Waidmarkt, als Franke vielleicht ins Katholische nach Bamberg mit seinem Hopfen. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modisch, wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unsflätzig hielt, er schwor und fluchte anders und sein Begrüßungsceremoniel war ein anderes als das des Städters, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war sein Leben nicht arm an Gemüth, an Sitte, selbst nicht an Poesie. Noch hatte der deutsche Volksgesang ein kräftiges Leben und der Landmann war der eifrigste Bewahrer desselben, noch waren seine Feste, sein Familienleben, seine Rechtsverhältnisse, seine Käufe und Verkäufe, reich an alten farbenreichen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Repräsentation. Auch die echt deutsche Freude an hübscher Handwerksarbeit, das Behagen an saubern und kunstvollen Erbstücken theilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgeräth war stattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, sauber ausgeschchnittne Tische, geschnitzte Stühle und Wandschränke haben sich

einzelu — selten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unsere Zeit er halten und werden jetzt mit den irdenen Apostelkrügen und ähnlichem Trinkgeschirr von Kunstsammlern aufgekauft. Groß muß der Schatz der Bauerfrauen an Betten, Kleidern, Wäsche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck gewesen sein, und nicht weniger begehrenswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang. Auch viel baares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe oder sorglich in Töpfen und Kesseln vergraben, denn das Auffammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauren Wein und was von Metallwaaren und Geräth in Hof und Küche nöthig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten oft die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm seine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor den gelehrten Juristen, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Prozesse, aber er wälzte wol auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblase oder ein paar alte Scherben in sich herum, die er gefüllt mit schweren Joachimsthälern im Milkeller oder unter seinem Ehebett versteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaisers lagen, um den er sich wenig kümmerte. Er kaufte wol von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt, oder ein Spottlied auf den verlorenen König der Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Thür kam, von seinem Brot und Käse und hörte seine Schauergeschichten mit Kopfschütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemuthet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und beeilte sich seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine schlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde sehr roth, und alle Waaren wurden theurer; auch er wurde in die heillose Verwirrung hineingezogen, welche seit 1620 durch das massenhafte Ausprägen werthlosen Geldes über das Land kam. Er sah rundum in seiner Nähe Heckenmünzen aufrichten und erfuhr, daß man jetzt überall von Kupfer Geld mache. Wenn er in die Stadt kam, wurde er vom Kaufmann betrogen, man verlangte seine guten Thaler, wenn er bezahlen sollte und gab ihm garstiges Hekengeld, wenn er zu fordern hatte. Sein Pastor fing von der Kanzel an gegen Wucher, theure Zeit und schlechtes

Geld zu predigen, und das machte ihn sehr argwöhnisch, denn wenn schon der Pfarrer das neue rothe Geld nicht mehr zum Opfer annehmen wollte, so mußte die Sache in der Welt schlecht stehen. Er behielt sein Getreide und Fleisch zu Hause und ging gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Handel mit Städtern und seinen Nachbarn, weil er auch das neue Geld bei seinen Zahlungen loswerden wollte, und nur altes gutes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böser Ahnungen. So ging es bis zum Jahr 1623. Da sah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebstähle und Einbrüche mehrten sich, fremdes Gesindel wurde oft auf den Landstraßen gesehen, Trompeter sprengten mit schlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbene Kriegsvolk zog prahlerisch und frech vor seinen Hof, forderte Unterhalt, stahl Würste, und nahm Hühner im Schnappsack mit. Defensioner, ein neu errichtetes Corps von berittenen Polizeisoldaten, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, legten sich ihm in Quartier und belästigten ihn mehr als die Spießbuben, die sie von seinen Viehställen abhalten sollten. Endlich begannen — für Thüringen seit 1623 — die Durchmärsche fremder Truppen und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschirte in sein Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Contribution, außerdem Geschenke und zerschlug, verwüstete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, seit 1626 mit jedem Jahre schlimmer, Bänden folgten auf Bänden, mehr als ein Heer setzte sich um ihn herum in Winterquartieren fest, die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlaue gewesen war, so wurde sein Loos noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und durch Qualen, welche niederzuschreiben peinlich ist, gezwungen, den Versteck seiner Schätze selbst anzugeben. Von dem Schicksal seiner Frau und seiner Töchter schweigen wir, das Greulichste wurde so gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Aber noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, seine Magd, sein kleiner Knabe wurden nicht nur viehisch gemißhandelt, sie waren auch in dringender Gefahr durch Ueberredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte ein roher unseliger Troß von Dirnen und Knaben. Es war eine Sache der Ehre und des Vortheils für den Arquebuser wie den Reuter, eine Dirne zu halten, mit der er im wilden Haushalte lebte und einen Buben, der ihm die niedrigsten Dienste verrichtete, für ihn Beute machte und stahl. Das Schicksal dieser Unglücklichen läßt sich denken! Aber die Wirthschaft des Landmanns ward noch in anderer Weise verwüstet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden

Soldaten ertragen, zuletzt lief er selbst unter die, welche schlugen; die Gespanne wurden vom Pfluge gerissen, die Herden von der Weide geholt, und dadurch die Bestellung der Felder oft unmöglich gemacht. Und doch, wie jammervoll und hilflos seine Lage war, in der ersten Hälfte des Krieges, bis zum Tode Gustav Adolphs, war doch das Schreckliche noch verhältnißmäßig erträglich. Denn noch war selbst in Plünderung und Zerstörung ein gewisses System, einige Mannszucht hielt wenigstens die regelmäßigen Heerhaufen zusammen und ein und das andere Jahr verlief ohne große Truppenzüge. Es ist uns möglich in dieser ersten Zeit zu erkennen, wie viel einzelnen Gemeinden zugemuthet wurde, denn schon saßen in dieser Zeit die Landesbehörden fest in ihren Schreibstuben, und nach den Durchmärschen wurden von den betroffenen Gemeinden gewöhnlich Liquidationen über ihre Leistungen eingefordert, deren Beträge ihnen freilich nicht wieder erstattet wurden. Wer solche Liquidationen in den Gemeindearchiven durchblättert, der wird die Namen berücktigter Heerführer, die er aus der Geschichte oder aus Schillers Wallenstein kennt, in sehr realer Verbindung mit den Geschehnissen eines thüringischen Dorfes finden.

Die Wirkungen, welche ein solches Leben voll Unsicherheit und Qual auf die Seelen der Landleute ausübte, war sehr traurig. Die Furcht, eine bebende, flüchtige Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüth voll von Uberglauben gewesen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit alles aufgesucht, was als Eingreifen überirdischer Gewalten gedeutet werden konnte. Man sah am Himmel die schrecklichsten Gesichter, man fand die Anzeichen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten; Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B., Herzogthum Hildburghausen erschienen weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerfanzerei eindrangten, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehn im ganzen Lande. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rothem, bald in blauem Hemdlein, vor ihr aufs Bett oder den Tisch setzte und ängstliche Wahrheiten aussprach, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte, wehe! schrie, und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten blauen Krügen, — damals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche die geistlichen Herrn verschiedener Würden über die Halbblödsinnige aufnahmen, verursachte ihnen nur der eine Umstand Bedenken, weshalb das Engelein nicht sie selbst besuche, sondern eine einfältige Magd.

Neben dem Schrecken zog Troß und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die sittliche Verwahrlosung nahm im Landvolk furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern, die Gewohnheiten, Laster und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, selbst wenn die Räuber aus dem verwüsteten und halb zerstörten Dorfe abzogen. Damals wurde das Tabakrauchen bei dem Landvolk allgemein, das Branntweintrinken, das sich etwa seit dem Bauernkriege auf dem Flachlande verbreitet hatte, wurde ein gewöhnliches Laster. Die Achtung vor fremdem Eigenthum verschwand. Im Anfange des Kriegs waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich gesinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und dasselbe bei der nächsten Nachtrast wieder verkauften, so gaben die Käufer den neuen Erwerb um den Einkaufspreis oft den frühern Eigenthümern zurück. Das thaten in Franken selbst katholische und protestantische Ortschaften einander zu Liebe. Allmählig aber begann der Landmann zu stehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenten in dichtem Wald oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampfe an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja sie überboten die Virtuosität der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht damals greuliche Unthat von solchen verübt ist, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entstand allmählig ein grimmiger Corpshass zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas Anderes die Dörfer Deutschlands verdorben hat. — Auch zwischen den Landschaften und einzelnen Dörtern entstanden Fehden. Hier sei aus der düstern Zeit nur eine harmlose berichtet.

So hatten die Bürger von Eiszfeld noch mehre Jahre nach dem Kriege heftige Feindschaft mit dem Kloster Banz, wegen zwei wohltonenden Glocken ihrer alten Stadtkirche, dem „Banzer“ und der „Messe“. Ein schwedischer Obrist hatte die beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft. Und zweimal, wenn katholische Völker in Eiszfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wiederzuholen, aber das erste Mal bekamen die Mönche mit einem gewissenhaften Kroaten der Einquartirung Handel, weil sie eine Thurmuhre obenein mitnehmen wollten. Der Kroat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein, und er und seine Kameraden liefen auf den Thurm und läuteten heftig mit den Glocken, so daß die Mönche von Banz für unmöglich fanden, die Glocken herunterzuholen und an ihrer Statt nur die Thurmuhre mitnahmen. Das zweite Mal gieng ihnen nicht besser; endlich nach dem Frieden wurde ihnen

als Ersatz eine andere kleine Glocke angeboten. Als sie aber auf dieser den Spruch sahen: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort“, gingen sie kopfschüttelnd wieder nach Hause. Endlich verglich Herzog Ernst der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für sich selbst und hing sie in Gotha auf dem Friedenstein auf.

Nach Kräften suchten sich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. So lange noch Geld aufzubringen war, machten sie Versuche, durch Zahlung einer Geldsumme an die vorausgesandten Offiziere die Einquartirung von sich abzukaufen, und mancher Schurke benutzte solche Furcht und erhob in der Maske eines vorausgesandten Fouriers hohe Steuern von den getäuschten Dorfsassen. Auf die Kirchthürme und hohe Punkte der Flur wurden Wachen gestellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne sichtbar wurden. Dann brachte der Landman, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe eilig in einen entfernten Versteck. Solche Verstecke wurden mit großem Scharfsinn ausgesucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht und Wochen, ja Monate lang fristeten dort die Flüchtlinge ihr angstvolles Dasein. Im schwarzen Moor zwischen Gräben, Binsen und Erlengebüsch, in dunkler Waldesschlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk suchten sie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Theilnahme auf solche Stellen. Zu Aspach in einem alten Thurm ist 16 Fuß über dem Boden ein großes Gewölbe mit eiserner Thüre, dorthin flüchteten die Aspacher, so oft kleine Banden auf das Dorf marschirten, für längere Flucht aber hatten sie ein Feld von mehren Ackern, das mit Heimbuchen dicht umwachsen war, darum pflanzten sie Dorngebüsch, das auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mauer stand. In diesem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauche kriechend gelangen konnte, hat sich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgerentet und der Boden in Hopfen-, dann in Krautländer verwandelt. Noch heißt ein Theil dieses Grundes „der Schußdorn“. — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuser zurück und besserten nothdürftig aus, was verwüstet war. Nicht selten freilich fanden sie nur eine rauchende Brandstätte.

Auch nicht alle, die geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenderen suchten sich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig straffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land und, wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die Meisten hat sicher das Glend dort nicht weniger hart geschlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimischen Flur. Das wilde Leben im Versteck und Walde, die rohe Freude an Gewaltthat und

Beute machte die Trozigsten zu Räubern. Mit rostigen Waffen versehen, die sie vielleicht getödeten Marodeuren abgenommen hatten, führten sie unter den Fichten der Berge ein gesetzloses Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, bald Wilddiebe, bald Wegelagerer.

So verminderte sich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehre Dörfer ganz verlassen und um die geschwärzten Balken und das Stroh der zerrissenen Dächer schlichen die Thiere des Waldes und etwa die zerlumpfte Leidensgestalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da an nahm das Unheil in solcher Steigerung zu, daß sich nichts in der neuern Geschichte damit vergleichen läßt. Zu den zerstörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine schlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Theuring entstand, Hungersnoth folgte und in dem Jahre 1635 und 36 ergriff eine Seuche so schrecklich, wie sie seit fast hundert Jahren in Deutschland nicht gewüthet hatte, die kraftlosen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langsam über das ganze deutsche Land, über den Soldaten, wie über den Bauer, die Heere fielen auseinander unter ihrem sengenden Hauch; viele Dörfer verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wüthete von dieser Schreckenszeit ab noch 12 lange Jahre. Auch er war schwächer geworden, die Heerhäufen kleiner, die Operationen aus Mangel an Lebensmitteln und Thieren unsteter und planloser, aber wo die Kriegesfurie aufflackerte, fraß sie erbarmungslos weg, was sich noch von Leben zeigte. Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglücks; ein dumpfes apathisches Brüten wurde allgemein. Bis dahin hatte sich die Presse in Streitschriften, Liedern und fliegenden Blättern lebhaft an dem Kampfe betheiliget, seit der großen Seuche werden auch diese Volksstimmen selten. Ein klägliches, bettelhaftes Wesen nimmt in Stadt und Land überhand. Gleichgiltigkeit gegen das eigne und fremde Leid, rohe Genußsucht, Kriecherei und Gesinnungslosigkeit werden hervorstechende Züge auch in den anspruchsvolleren Classen. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie vegetiren verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten sind in Dorfsurkunden, Pfarrbüchern und kleinen Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja fast die laute Klage, verlernt. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo solche, die zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, selbst Hand an sich legten, das lesen wir aus Berichten der Gesandten, welche an dem großen Frieden Jahre lang vergeblich arbeiteten.

Man mag fragen, wie bei solchen Verlusten und so gründlichem Verderb

der Ueberlebenden überhaupt noch ein deutsches Volk geblieben ist, das nach geschlossenem Frieden wieder Land bauen, Steuern zahlen und nach einem dürftigen Vegetiren von hundert Jahren wieder Energie, Begeisterung und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft zu erzeugen vermochte. Allerdings ist wahrscheinlich, daß sich das Landvolk ganz in schwärmende Banden aufgelöst hätte, und daß die Städte niemals im Stande gewesen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutschen Landmann vor der gänzlichen Zerstreuung bewahrt hätten: seine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen seiner Obrigkeit und vor allem der Eifer seines Stelforgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eignen Flur, noch jetzt ein starkes Gefühl, welches gegen die wohlthätigsten Ackergesetze feindlich arbeitet, war im 17. Jahrhundert noch um vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eigenen Dorfflur sehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem andern Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren sehr schwer zu übersteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus seinem Versteck nach dem zerstörten Hofe und versuchte immer wieder die zerstampften Aehren zusammenzulesen, oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu streuen, den er sich gerettet hatte. Er hütete sich wohl, seinem Hause ein wohnliches Aussehen zu geben, er gewöhnte sich in Schmutz und Ruinen zu hausen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neste suchten. Die kärgliche Speise versteckte er an Orte, vor welchen selbst dem ruchlosen Feind graute, in Gräber, in Särge, unter Todtenköpfe. So hauste er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß seine Arbeit ihm selbst zu Gute kommen werde. — Kaum geringeres Interesse als er selbst, hatte sein Landesherr und dessen Beamte ihn zu erhalten. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, desto höher stieg der Einzelne im Werth. Von der Residenzstadt aus kümmerten sich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schösser während des ganzen Krieges um das Schicksal der Dörfer, ja der Einzelnen. Die Actenschreiberei wurde nur in der ärgsten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugnisse, Berichte, Eingaben und Rescripte liefen bei all dem Elend hin und her,*) Eingaben und Kosten Liquidationen wurden unermüdtlich eingefordert und manch armer Schulmeister verrichtete gehorsam seinen Dienst als Gemeindefschreiber, während der Schnee durch die

*) Der Schösser Johann Martin zu Heldburg berichtet z. B. den 13. September 1640 zu Gunsten des hilflosen Pfarrers Böfinger und trägt auf dessen Versegung an, weil in dessen Pfarndorf nur noch eine Witwe nebst noch einer Weibsperson sich aufhalte, und er selbst, der Schösser, könne von den jährlichen Amtsgefallen seines Bezirkes, die sich sonst auf einige 100 Thlr. belaufen, jetzt nicht einen Groschen herausbringen.

ausgeschlagenen Fenster in seine Schulstube hineinwehte, die Gemeindefasse zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er schrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finstern ungeseglichen Anschlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dies Schreiberwesen in vielen Fällen war, es zog doch zahllose Fäden, durch welche der Einzelne an die Ordnung seines Staates gebunden wurde. Und daß der Mechanismus der Verwaltung sich erhielt, war in den Pausen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Das beste Verdienst aber um die Erhaltung des deutschen Volkes hatten die Landgeistlichen und ihr heiliges Amt. Zuverlässig war ihr Einfluß in den katholischen Landschaften nicht geringer, als in den protestantischen, wenn uns auch wenig Nachrichten darüber geblieben sind, denn die katholischen Dorfpfarrer waren damals ebenso dem Schreiben abhold, als die evangelischen schreibeluftig. Doch an der Bildung ihrer Zeit hatten die protestantischen Pfarrer einen weit größeren Antheil. Die deutsche gelehrte Bildung war durch die Reformatoren wesentlich theologisch geworden, und die Pfarregeistlichen repräsentirten diese Intelligenz gegenüber dem adligen Gutsbesitzer und den Bauern. Sie waren in der Regel in den alten Sprachen gut bewandert, geübt Latein zu schreiben und elegische Verse zu machen. Sie waren starke Disputirer, wohlverfahren in dogmatischen Streitigkeiten, voll eifrigem Zorn gegen Schwenkfeldianer, Theophrastianer, Rosenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberisch, und ihre Lehre war stärker im Haß gegen die Regier, als in Liebe gegen ihre Mitmenschen. Ihr Einfluß auf das Gewissen der Laien hatte sie hochmüthig und herrschsüchtig gemacht, und die Begabteren unter ihnen kümmerten sich mehr um Politik als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf, für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geschaffen hat, sondern nur repräsentirt, so hatte die lutherische Geistlichkeit eine schwere und verhängnißvolle Schuld an der Verödung des Gemüthes, der unpraktischen Kraftlosigkeit, dem trockenen, langweiligen Formalismus, welche damals in deutschem Leben sehr oft zu Tage kam. So waren die Geistlichen als Stand weder bequem noch besonders liebenswerth, und selbst ihre Moralität war engherzig und inhuman. Aber all dies Unrecht sühnten sie in den Zeiten der Armuth, der Trübsal und Verfolgung. Und unter ihnen am meisten die armen Dorfpfarrer. Sie waren den größten Gefahren ausgesetzt, den kaiserlichen Soldaten am meisten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen sich dem Feinde bemerkbar zu machen, die Rohheiten, welche sie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tödtlich ihr Ansehen in der eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, sie waren nicht geübt und wenig geeignet, sich durch körperliche Arbeit die Tage zu fristen; unter jeder Verringerung des Wohlstandes, der Sittlichkeit, der Menschenzahl

ihres Dorfes hatten sie am meisten zu leiden. Man muß einer sehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugniß geben, daß sie all diese Gefahren als echte Streiter Christi ertrugen. Die Meisten hielten bei ihren Gemeinden aus bis fast zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Crucifix gestohlen, der Altar durch eflen Unrath beschmutzt, die Glocken vom Thurm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Wenn die Gemeinde zusammenschmolz, daß der Gesang der Zuhörer aufhörte und kein Cantor mehr die Bußlieder intonirte, da riefen sie den Rest der Gemeinde noch zur Betstunde zusammen. Sie waren stark und eifrig im Trösten und Strafen, denn je größer das Elend war, desto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden sie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren sie die ersten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebstahl und frecher Muthwille wurden am liebsten gegen solche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage am meisten imponirt hatten. Ihre Schicksale sind daher vorzugsweise charakteristisch für jene eisernen Jahre und wir sind glücklicherweise in der Lage, grade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu besitzen, oft in Kirchenbüchern, denen sie ihr Leid klagten, während kein Mensch sie hören wollte. Aus solchen Notizen thüringischer und fränkischer Pfarrgeistlicher seien hier nur wenige Beispiele mitgetheilt.

Magister Michael Ludwig war seit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld. Dort predigte er im Walde unter freiem Himmel seiner Gemeinde, ließ sie mit der Trommel statt mit der Glocke zusammenrufen, und Bewaffnete mußten Wache stehen, während er predigte; acht Jahre hielt er so aus, bis seine Gemeinde ganz verschwand. Da rief ein schwedischer Oberst den tapfern Mann als Prediger zum Regiment, er wurde später Präsident des Feldconsistoriums bei Torstenson und Superintendent zu Wismar. — Georg Faber, Prediger zu Gellershausen, hielt mit drei, vier Zuhörern Betstunden bei steter Lebensgefahr, stand jeden Morgen um drei auf, studirte und lernte seine Predigten von Wort zu Wort auswendig, schrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über biblische Bücher.

In den benachbarten Landstätten hatten die Geistlichen nicht weniger zu ertragen. In Eisfeld z. B. war seit 1635 Rector Johann Otto, ein junger Mann der erst geheirathet hatte; er hat acht Jahre in der allerschlimmsten Zeit mit noch einem Lehrer die ganze Schule halten müssen und dabei das Cantorat gratis versehen. Was seine Einnahmen gewesen, kann man aus Notizen sehen, die der tüchtige Mann in seinen Cullid geschrieben hat: „Zwei Tage gedroschen im Herbst. 5 Tage gedroschen im Februar 1647. 2 Tage gedroschen im Januar 47. 1 Tag im Holz gearbeitet 1646. 1/2 Tag geschnitten.“ 4 Hochzeitsbriefe geschrieben. item 1/2 Tag Hafer gebunden, 1 Tag geschnitten

u. s. w. Er dauerte aus und stand seinem Amt 42 Jahr in Ehren vor. Sein Nachfolger der große Lateiner, Johann Schmidt, Lehrer des berühmten Cellarius, war unter die Soldaten gerathen und las einst auf der fürstl. Schloßwache in einem griechischen Dichter; das sah sein Offizier mit Erstaunen und meldete es Ernst dem Frommen, der ihn zum Lehrer machte. —

Der Superintendent Andreas Pochmann ebendasselbst war als elternlose Waise mit zwei kleinen Brüdern von den Kroaten geraubt worden. Er rettete sich mit den Brüdern in der Nacht. Später wurde er als lateinischer Schüler wieder von Soldaten aufgefangen, zum Fourierschützen und dann zum Musketier gemacht. In der Garnison aber studirte er fort, fand unter seinen Kameraden Studenten aus Paris und London, mit denen er das Lateinische übte. Einst blieb er als Soldat krank am Wachtfeuer liegen, unter seinem Aermel die Pulvertasche mit 1½ Pfd. Pulver, da erreichte die Flamme den Aermel, und verbrannte ihn zur Hälfte; die Pulvertasche blieb unversehret. Als er aufwachte, sah er sich allein im verlassenen Lager ohne einen Pfennig Geld. Da fand er in der Asche 2 Thlr. Damit schlug er sich auf Gotha zu; auf dem Wege kehrte er zu Langensalza in ein einsames Häuslein an der Mauer ein, eine alte Frau nahm den Todmüden auf und legte ihn auf ein Bett. Es war die Pestwärterin, das Lager ein Pestbett, und die Krankheit wüthete damals in der Stadt; er blieb unversehret. Wie sein Leben ist das seiner meisten Zeitgenossen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Uebergängen, unerwarteter Hilfe, ebenso wie von Todesgefahr, Noth und häufiger Veränderung des Ortes. Solche Zeiten muß man genauer ansehen, um zu verstehen, wie sich grade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben sind, bei den Ueberlebenden ein fatalistischer Glaube an die göttliche Vorsehung, welche auf wunderbare Weise in das Leben des Menschen eingreift, ausgebildet hat.

Fast aus jedem Kirchdorf kann man Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer seiner Pfarrer zusammentragen. Freilich nur die Stärksten überwandten eine solche Zeit, ohne selbst zu verkümmern. Die endlose Unsicherheit, Mangel an Nahrung und das gefeszlose Treiben der Soldaten und der eigenen Pfarrkinder machte viele auch in ihrer Gesinnung armselig, kriechend, bettelhaft. Ein Beispiel statt vieler. Johannes Elfflein, seit 1632 Pfarrer zu Simau, wurde so arm, daß er Tagelöhnerarbeit thun mußte, Holz im Walde hauen, hacken, graben, säen, zweimal wurde ihm eine Beisteuer aus der Armenbüchse von Koburg, die man bei Kindtaufen aufstellte, zugetheilt. Endlich ließ das Consistorium zu Koburg einen Kelch seiner Kirche verkaufen, damit er sich Brot dafür schaffe. Für ein besonderes Glück hielt er, als es einmal eine vornehme, adlige Leiche gab. Da bekam er einen guten alten Reichsthaler und ein Viertel Korn. Und als er kurz darauf einem

vertrauten Nachbar seinen Hunger klagte und dieser in verzweifeltm Entschluß erwiederte, er wüßte wol, was er in solchem Fall thun würde, da sagte Magister Gifflein in starkem Glauben: „Mein Gott weiß schon Mittel, ehe ich sollte Hunger sterben, ehe müßte ein reicher Edelmann sterben, damit ich wieder Geld zu einem Viertel Korn kriegte.“ Und er betrachtete als eine Schickung der Vorsehung, daß dies melancholische Ereigniß bald darauf eintrat. Seine Lage war so jämmerlich, daß sogar die raubgierigen Soldaten in der Nachbarschaft ihren Buben, die sie auf Beute schickten, dringend empfahlen, sie sollten den Pfarrer von Simau in Ruhe lassen, denn der arme Tropf hätte selbst nichts. Endlich bekam er eine andere Pfarre. — Viele Pfarrer, welche einst hoffnungreiche und gebildete Männer gewesen waren, zogen in den letzten Jahren des Krieges als „Vaganten“ oder „Exulanten“ Almosen heischend durch die Lande. Sie erhielten dazu von ihrem Consistorium Zeugnisse, versuchten auch wol sich in der Fremde als Prediger niederzulassen, und kehrten, wenn das Elend sie nicht getödtet hatte, um das Ende des Krieges zu ihrer Dorfkirche zurück. Dann sammelten sich um sie die Trümmer der früheren Gemeinde, die Kirche ward wieder nothdürftig gesäubert und hergestellt, auch ein Communionkelch wurde von einem benachbarten Adeligen oder einem ausgedienten Hauptmann, der seinen Frieden mit der Kirche zu machen wünschte, geschenkt und unter den größten Entbehrungen und kleinlichem Gezänk mit rohen Pfarrkindern wurde das kirchliche Leben aufs Neue eingerichtet.

Endlich flog die Nachricht durch das Land, daß der Friede geschlossen sei, ein Friede seit vielen Jahren heiß ersehnt. Welche Wirkung die Nachricht auf die Ueberreste der deutschen Nation machte, ist noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Leuten erschien er als eine Rückkehr ihrer Jugend, sie sahen die reichen Ernten ihrer Kinderzeit wiederkehren, dicht bevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die sie mit ihren getödteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenossen verlebt hatten, sie sahen sich selbst glücklicher, männlicher und besser als sie in fast 30 Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegserzeugte, verwilderte Geschlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande. Die Zeit, wo auf jedem Ackerstück des Winter- und Sommerfeldes dicke gelbe Aehren im Winde wogen, wo in jedem Stalle die Kühe brüllten, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen sollte, wo sie selbst mit zwei Pferden und lustigem Peitschenknall auf das Feld fahren würden und wo kein feindlicher Soldat ihre Schwestern oder ihr Mädchen mit rohen Liebkosungen an sich reißen durfte; wo sie nicht mehr mit Heugabeln und verrosteten Musketen den Nachzüglern im Busch aufslauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erschlagenen sitzen würden; wo

die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern sein sollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hofthore hören würde, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenster und schöne Glocken haben würde, wo in dem beschmutzten Chor der Kirche ein neuer Altar, mit einer seidnen Decke, einem silbernen Crucifix und einem vergoldeten Kelch stehen sollte und wo einst die jungen Burschen wieder Bräute zum Altar führen könnten, die einen Kranz im Haare trügen. Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, selbst die wildeste Brut der Kriegszeit, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen, selbst die harten Regierenden, die Fürsten und ihre Gesandten fühlten, daß der große Friedensact die Rettung Deutschlands vor dem letzten Verderben sei. Feierlich und mit aller Inbrunst, deren das Volk fähig war, wurde das Friedensfest in Stadt und Dorf begangen. Aus dem Kreise von Dorferinnerungen, welchem die vorbergehenden Beispiele entnommen sind, sei auch die nachfolgende Festbeschreibung angeführt.

Döllstedt, ein stattliches Kirchdorf des Herzogthums Gotha, hatte schwer gelitten. Im Jahre 1636 hatte den Ort das haysfeldische Corps überfallen, großen Schaden gethan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie solches der Pfarrer Herr Deckner kurz vorher prophezeit hatte. „Dieser liebe Mann,“ so schrieb sein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, „hatte seine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen gestraft. Aber seine Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Uandank erwiesen, den Hopfen von den Stangen geschnitten, das Korn von den Feldern entführet, wie er Anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts Anderes, als Gottes gerechte Strafen solchen verstockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Kanzel, sondern auch noch wenige Stunden vor seinem seligen Abschied hatte er solche Klage geführt: Ach du armes Döllstedt! wie wird dir nach meinem Abschied übel gehen! Und darauf hat er sich gegen die Kirche gewendet und sein mattes und mit dem Tode ringendes Haupt über Vermögen mit Hilfe des Wärters aufgerichtet, als wollte er aus der Kammerdecke, wo er sein Leben beschloß, die Kirche noch einmal ansehen und hat gesagt: Ach, du liebe, liebe Kirche! wie wird dir nach meinem Tode gehen! Mit Besen wird man dich zusammenkehren.“

Seine Prophezeiung traf ein, das Dorf hatte im Jahre 1636 an 5,500 fl. Kriegsschaden zu liquidiren, von 1627—37 zusammen 29,595 fl.; so daß die Einwohner sich nach und nach verloren und die Stätte fast ganz wüst stand; im Jahre 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorfe; im Jahr 1641, nachdem Banner und im Winter die Franzosen wieder gewirthschaftet hatten, war ein halber Acker Korn bestellt, und vier Paar Einwohner vorhanden. — Der

große Eifer Ernst des Frommen von Gotha bewirkte, daß sich in seinem Land die verlassenen Dörfer verhältnißmäßig schnell wieder mit Menschen besetzten. Im Jahr 1650 den 19. August konnte in Döllstedt das „Jubel- und Friedensfest“ gefeiert werden. Die Beschreibung desselben folgt hier, wie sie der damalige Pfarrer Trümper im Kirchenbuch aufgezeichnet hat, der Leser wird sie nicht ohne Theilnahme lesen:

Den 19. August, Morgens 4 Uhr sind wir mit unsern Adjuvanten und den Hausleuten von Gotha auf unsern Thurm gestiegen und haben den Morgen segnen muscirt. Gegen 7 Uhr ist, wie den vorigen Tag um 1 Uhr auch geschehen, mit allen Glocken angefangen worden zu läuten, eine ganze Viertelstunde, halb 8 wieder so lange. Unterdeß hat sich das Volk, Mann und Weib, jung und alt, ohne was beim Geläute bleiben müssen, vor dem Thor versammelt, und ist 1) das Weibervolk auf einer Seite gestanden, und vor demselben der Friede, welchen die adeligen Jungfrauen mit einem schönen grünen seidenen Kleide und andern Zierrath ganz schön ausstaffiret, auf dem Haupt einen schönen grünen Kranz mit eingemengten gelben Flittern und einen grünen Zweig in der Hand habend. 2) Auf der andern Seite gegen dem Dorfe standen die Mannspersonen, und vor denselben die Gerechtigkeit in einem schönen weißen Hemde, einen grünen Kranz auf dem Haupte, ein bloß Schwert und gelbe Waage in den Händen tragend. 3) Gegen das Feld auf dieser Seite standen die Junggesellen mit Röhren, und etliche mit bloßen Schwertern und vor denselben der Mars, als ein Soldate gekleidet, und eine Armbrust in den Händen tragend. 4) In der Mitte standen die Schüler, Hausleute und Adjuvanten neben mir, da habe ich eine Erinnerung gethan, daß wir oft mit thränenfließenden Augen zu unsern Thoren hätten ausfliehen und flehen müssen, und wenn der Sturm vorüber, mit Freuden wieder heimgegangen, ungeachtet wir alles verwüst, zerschlagen und umgekehrt gefunden. Also wären wir billig isund, dem lieben Gott zu Ehren, vor unser Thor herausgegangen, und weil er uns durch gnädige Verleihung des edlen lang erwünschten Friedens von dergleichen Verwüstung, Fliehen und Flehen errettet, nun zu desselben Thoren eingehen mit Danken, und zu seinen Vorhofen mit Leben, wollten darauf unsere Stimme einmüthig erheben und singen: Allein Gott in der Höh sei Ehr ꝛc. 5) Unter Muscicirung dieses Befehls näherten sich der Friede und Gerechtigkeit je mehr und mehr. Auf die Worte: „All' Fehd' hat nun ein Ende,“ steckten die mit bloßen Schwertern dieselben ein, die mit den Büchsen thaten einige Salven, und kehrten sie darauf auch um. Der Friede winkte denen hierzu Bestellten; die nahmen dem Marti, welcher thäte, als wolle er sich wehren, seine Armbrust und zerbrachen sie ihm; Fried und Gerechtigkeit traten zusammen und küßeten sich. 6) Darauf wurde der angefangene Gesang fortgesungen, und schickte man sich an zu

1651. 1. August.

gehen. Vor den Schülern ging Andreas Ehrhardt nach Vermögen ausgeputzt, einen Stab mit einem grünen Kranz über der Hand umwunden. Darauf folgten die Schüler alle mit grünen Kränzen auf den Häuptern, grüne Zweige in den Händen, und hatten die kleinen weißen Hemden an, darauf die Adjuvanten, Spielteut, nach welchen ich, der Pfarrer, neben dem Herrn Pfarrer von Bargula, welcher zu mir kam. Nach uns gingen die Mägdelein, die kleinen vorher, die großen darnach, alle nach ihrem Vermögen geschmückt, und grüne Kränze auf ihren Häuptern. Nach diesen ging der Friede und hinter ihnen Knaben, die trugen einen Korb mit Becken, eine Schüssel mit Aepfeln, welche hernach unter die Kinder ausgetheilt wurden; item allerlei Früchte des Feldes.

Auf diese folgten die adeligen Jungfrauen neben ihren Muhmen, welche sie zu sich gebeten; nach ihnen die Edelleute v. Seebach, Sachsen und andere, die zu ihnen kommen waren. Nach diesen ging die Gerechtigkeit und hinter ihr her die Heimbürger und Gerichtschöppen, alle weiße Stäbe in den Händen tragend, mit grünen Kränzen umwunden. Hierauf folgte der Fähndrich Christian Heum in seinem besten Schmuck, mit einem Stab, daran er ging, in der Hand aber mit einem grünen Kranz umwunden. Nach diesen gingen die Mannspersonen zu Paaren mit grünen Sträußen in den Händen. Auf die Mannspersonen folgte der Mars gebunden, und hinter ihm die jungen Bursche mit den umgekehrten Röhren. Darauf folgte der Wachtmeister Hie! Er Dietrich Grün, in seinem Schmuck, einen Stab in der Hand wie der Fähndrich: auf ihn folgten die Weibspersonen, alle auch zu Paaren in ihrer Ordnung; alle singend durch das Dorf nach der Kirche. Als der obgedachte Gesang ausgesungen war, sungen wir: Nun lob, mein Seel, den Herrn.

In der Kirche wurde es mit Singen und Predigen der fürstl. Ordnung gemäß gehalten. Nach vollendetem Gottesdienst gingen wir in voriger Ordnung aus der Kirche auf den Platz vor der Schenke, da die Mannspersonen auf einer Seite, die Weibspersonen auf der andern Seite einen halben Circul und alsdann einen feinen weiten Kreis schlossen, und wurde unter dem Hingehen gesungen: „Nun freut Euch, lieben Christen gemein.“ Nach geschlossenem Kreise bedankte ich mich gegen sämtliche, daß sie nicht allein unserer hohen landesfürstlichen Obrigkeit Ausschreiben zu diesem Mal gehorsamlich nachgelebet, sondern auch auf mein Begehren allesammt Adlige, und Unadlige, vor das Thor gegangen, und in so schöner Ordnung mir zur Kirche gefolget zc. mit Vermahnung, Nachmittags dem Gottesdienst wieder fleißig beizuwohnen. Und ob ich zwar sagte, es möchte ein jeder zu diesem Mal aus seinem Hause zur Kirche gehen, so hatten sie sich doch allesammt wie Vormittage vor der Schenke versammelt, war auch der Friede und Gerechtigkeit wieder in ihrem Schmuck da, Mars aber hatte sich verloren. Als ich das-

selbe berichtet wurde, ging ich unter dem lezten Puls mit den Schülern, Adjutanten und Hausleuten zur Hinterthür hinaus, durch die Kirchgäß nach der Kirche, da mir jeder männiglich wiederum, wie frühe geschehen, in die Kirche folgete. Darinnen wurde damals gesungen: „Nun laßt uns Gott dem Herren zc.“ Aus der Kirche gingen wir in solcher Ordnung wieder singend: „Lobet den Herrn, lobet den Herrn zc.“ auf gedachten Platz, da ich abermals gegen Fremde und Einheimische mit einem herzlichen Friedenswunsch mich bedankte. Und wurden hier vor 6 gr. Wecke und etliche reife Aepfel unter die Kinder ausgetheilet.“

Bekannt ist, daß der große Friede sehr langsam kam, wie die Genesung aus einer tödlichen Krankheit. Die Jahre 1648—50 vom Friedensschluß bis zur Feier des Friedensfestes gehörten noch zu den schwersten der eisernen Zeit, unerschwingliche Kriegssteuern waren ausgeschrieben; die Heere der verschiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landschaften und der Druck, welchen sie auf die elenden Bewohner ausübten, war so furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsschrei der Völker sich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien mischte. Dazu kamen Plagen andrer Art, alle Länder wimmelten von „herrenlosem Gesindlein“. Banden entlassener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Scharen von Bettlern, große Räuberhaufen streiften aus einem Gebiet in das andere, sie quartirten sich gewaltsam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten und setzten sich wol gar in den verlassenen Hütten fest. Auch die Dorfbewohner mit schlechten Waffen versehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen noch bequemer zu rauben, als das Feld zu bestellen und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Territorien, die Evangelischen in katholisches Land und umgekehrt. Auch die echten Kinder eines geschlossenen Lebens, die Zigeuner, waren an Zahl und Dreistigkeit gewachsen, und lagerten phantastisch aufgepugt mit ihren hochbeladenen Karren, mit gestohlenen Pferden und nackenden Kindern um den Steintrog des Dorfplatzes, grade wie im Anfange des 15. Jahrhunderts, wo sie zuerst bandenweise in das deutsche Land eingefallen waren. Wo grade ein kräftiger Regent und eifrige Beamte thätig waren, wurde solchem wilden Wandern nach Kräften entgegengearbeitet. Die Dorfleute des Herzogthums Gotha mußten noch im Jahre 49 von den Kirchtürmen Wache halten, Brücken und Fährten über die Bäche des Landes besetzen und Lärm machen, so oft sie einen marschirenden Haufen erblickten. Ein System von Polizeiverordnungen, durchaus nothwendig und heilsam, war das erste Zeichen des neuen Selbstgefühls, welches die Regierungen erhalten hatten. Wer sich niederlassen wollte, dem wurde die Ansiedlung leicht gemacht. Wer fest saß, mußte angeben, wie viel Land er bebaut hatte, in welchem Zustand ihm Haus und Hof war, ob er Vieh hatte. Neue Flurbücher und Verzeichnisse der Einwohner wurden angefertigt, neue Steuern in Geld und

Naturalien wurden ausgeschrieben und auch durch solchen harten Druck die Dorfbewohner zur Arbeit gezwungen. Allmählig besetzten sich die Dörfer wieder mit Menschen. Viele Familien, die sich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, besserten ihre verwüsteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde wieder zurück, auch verabschiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Rest ihrer Beute zuweilen Acker und ein leeres Haus oder liefen zu dem heimischen Dorfe. — Es wurde viel geheirathet und eifrig getauft.

M. A. Mozart von Otto Jahu.

Dritter Theil. Mit Mozart's Bildniß nach Tischbein, und drei Notenbeilagen.
Leipzig, Breitkopf und Härtel. —

Es sei uns erlaubt, bei der Anzeige eines Werks, welches zu den wohlthwendigsten Erscheinungen der neuesten Zeit gehört, und welches in seiner Gattung als historische und kritische Analyse einer schöpferischen Naturkraft in der ganzen Literatur ohne Gleichen ist, mit einem Tadel zu beginnen, einem Tadel, in welchem zugleich ein mehr oder minder laut ausgesprochenes Mißvergnügen des Publicums seinen bestimmteren Ausdruck finden soll. Ueber die Tiefe der Forschung, die Feinheit des Urtheils und die warme Begeisterung, die sich in diesem Buch ausspricht, ist alle Welt einig; zugleich hört man aber an verschiedenen Orten die Klage, daß es zu lang sei. Im ersten Augenblick scheint diese Klage völlig unbegreiflich; denn lange Bücher sind dem deutschen Publicum im Allgemeinen nicht fremd, und selbst in dieser bestimmten Sphäre sind in den letzten Jahrzehnten eine Menge halb belletristischer, halb wissenschaftlicher Werke erschienen, die das Leben eines großen Künstlers behandeln und an Umfang dem vorliegenden Buch nicht viel nachgeben. Diese Bücher haben ihr Publicum gefunden, obgleich sie meist ein triviales artistisches Geschwätz in hochtrabenden Formen sind. Für den wahrhaft Gebildeten mußten diese leeren Fiktionen eines sentimentalischen Künstlertums ebenso langweilig sein, als die streng historische Darstellung Jahns interessant ist. Ja, wenn wir davon absehen, was auf Rechnung der historischen Aufgabe des Buchs kommt, die erschöpfende Verarbeitung des Materials, so behaupten wir, daß es zu den unterhaltendsten Büchern gehört, die man sich überhaupt vorstellen kann. Freilich finden sich darin längere Besprechungen von Musikstücken, die man wenig mehr aufführt, und die daher nur denjenigen interessiren, der aus der Kunst ein eigentliches Studium macht, es finden sich in den Anmerkungen und Zusätzen gelehrte Notizen, die nur auf